

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Montag, 2. November.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmier.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

„Seite vier: Kunst und Wissenschaft, in dem von Fritz geholten Blatte — bei der von Ihnen mitgebrachten Ausgabe aber: 28 — 4.“ Rask blätterte er weiter in der jetzt umworbenen Zeitung. Seite auf Seite durchwühlten die beiden Augenpaare. Da war nirgends etwas von „28 — 4“.

„Nun, ich halte Sie auf dem Laufenden, Herr Sanders“, sagte Hertrich, als sich sein Klient von ihm verabschiedete. „Die Behörden, die mich seit langem kennen, leisten mir jede Unterstützung. Was in meinen Kräften steht, soll jedenfalls geschehen.“

Sanders, der schon die Treppe der im ersten Stod eines modernen Mietshauses gelegenen Wohnung des Rechtsanwalts halb hinabgestiegen war, kehrte plötzlich, auf dem Treppenaufgang angelangt, wieder um, klingelte von neuem an der Eintretür.

„Mir ist noch etwas Wichtiges eingefallen, Herr Doktor“, sagte er atemlos, halb vor Erregung, halb von dem schnellen Treppensteigen. „Ich hatte doch immer den Eindruck, daß mir irgend etwas an der Persönlichkeit des zwerghaften Zeitungsverkäufers unbekannt bekannt erschienen war. Nun, jetzt habe ich es: die Stimme war es!“

„Die Stimme — wie?“

„Seine Stimme und die des Mannes am Telephon hatten eine unverkennbare Ähnlichkeit.“

„Alle Wetter . . . das wäre!“

Einige Wochen waren ins Land gegangen. Sanders stand im Arbeitszimmer seines neuen Heimes, des Dornbacher Schlosses, in das er heute übergesiedelt war. Er hatte eine kostbare Buddha-Statue in der Hand und überlegte, wo er sie aufstellen sollte. Nachdenklich betrachtete er den in verinnerlichte Betrachtungen versunkenen Gott eines welkenfernen, fremdstämmigen Volkes.

„Wer es doch auch erst zu solcher Weltabgekehrtheit gebracht hätte wie du“, seufzte er und schnippte mit den Fingern gegen den dicken Bauch der Statue. „Ach, Unfug“, schalt er sich, „dann läge ja auch die Liebe zu meiner Irma abgetan hinter mir. Und das soll erst ein Anfang werden. Aber, ob sie mich alten Kerl denn auch wirklich will? Na, ich glaube schon. — Aber so lange das Damoclesschwert der unerklärten Geheimnisse über mir schwebt, darf ich nicht sprechen. Die Liebe ist schon schön, aber doch eine Fessel für einen Mann in der Gefahr.“

Und die Gefahr lag doch noch irgendwo auf der Lauer. Das hatte er so im Gefühl, wenn sich auch selbster nichts besonderes weiter ereignet hatte. Auch Hertrich hatte bisher noch nicht viel heraus bekommen.

Niemand im Verlag der „Mittagszeitung“ wußte etwas von einem verkrüppelten Zeitungsverkäufer, der, wie vorher, seitdem nirgends wieder gesehen worden war. Exemplare der „Mittagszeitung“ mit den Zahlen 28 und 4 auf einer Seite waren in der Druckerei nicht hergestellt worden.

Der vermiste Rüdman war und blieb verschwunden.

Dann war es Hertrich noch gelungen, festzustellen, daß unter den Dienstmännern der Stadt keiner am fraglichen Abend den Auftrag bekommen hatte, ein Paket in die Wohnung des Herrn Petersen zu bringen.

Der Dienstmann Nr. 12 — Petersens Dienstmädchen hatte zufällig auf die Nummer geachtet — konnte ein-

wandfrei nachweisen, daß er am Samstagabend Dienst auf dem Westbahnhofe gehabt hatte.

Sanders gähnte und blickte durch das offenstehende Fenster. Schon viele Stunden waren vorübergegangen, seit die Abenddämmerung in nächtliches Schwarz verschwamm. Er war todmüde von dem Einordnen seiner umfangreichen indischen Sammlungen, das ihn den ganzen Tag über in Anspruch genommen hatte. Er stellte endlich den Buddha auf den Kaminsims. „Hier ist ein guter Platz zum Meditieren“, sagte er zu der Statue. „Wünsche eine geruhige Nacht.“

Im Halbdunkel des nur durch eine kleine Stehlampe auf dem Schreibtische erleuchteten Gemaches warf die Statue seltsam verzerrte Schatten, schien sich das stereotypische Lächeln, das auf den massigen Zügen lag, zu vertiefen.

„Auf was für Geheimnisse magst du in deiner Unbewußtheit schon herabgeschaut haben, während der vielen Jahrhunderte deiner Existenz, alter Bursche“, meinte er sinnend. „Es ist vielleicht besser, das nicht zu wissen.“

Er löschte das Licht und ging durch das totenstille Haus in sein Schlafzimmer hinauf. Er war der einzige, der noch wach war, die Dienerschaft hatte er schon längst zu Bett geschickt.

Bald lag auch er im tiefen Schlafe.

Zittrig klang der letzte Schlag von zwölfen aus der kleinen verschnörkelten Holokuhre — zerflatterte im Raume. Die Vorhänge am offenen Fenster blähten sich im Nachtwinde. Draußen jagten wie zerfetztes, fliehendes Wild die Wolken am Monde vorbei. Zuweilen ein Entenruf aus dem Park . . . der Pfiff einer in der Ferne vorbeifahrenden Lokomotive — ein Schrei —

Der Schläfer rührte sich, erwachte. Er hatte ein Gefühl dumpfen Unbehagens.

Er richtete sich auf. Mit der neuen Umgebung noch nicht recht vertraut, dauerte es eine geraume Weile, bis er sich zurechtgefunden hatte. Richtig — er war ja endlich wieder in seinem eigenen Heim! Wohlgefallen er sich zurücklegen, da schreckte er von neuem empor: noch einmal zerriff ein Schrei die Nacht! Von dem ersten hatte er geträumt, jetzt war es Wirklichkeit!

Ein Schrei, so schrill und gellend . . . mitleidvolles Entsetzen schüttelte ihn. Ein Schrei, so gleichsam unirdisch und doch so erfüllt von höchster Angst, wie er es noch nie gehört hatte. Stille folgte. Die Uhr auf dem Kamine tickte geschäftig, nur ein leises, taktmäßiges Klopfen sonst — der Lauscher wußte nicht: war es sein eigenes Herz, war es ein Wurm im Holze? . . .

Da löste sich schattenhaft etwas von der dunklen Ede los . . . Sanders raffte alle Willenskraft zusammen . . . wollte aufspringen — war gelähmt. Die Sinne schwanden, leiteten nicht mehr in sein Bewußtsein die stehenden Augen, die auf dem Schläfer hafteten, die leisen, heischenden Worte, die welke Lippen murmelten . . .

Als er wieder erwachte, schien der Mond hell ins Zimmer. Nur dumpf war ihm bewußt, daß er wieder schwer geträumt haben mußte. Er spürte auch noch einen pressenden Druck auf der Brust. Er ließ das Licht aufkommen, sah das Schlafzimmer friedlich und freundlich, wie nur eines sein konnte. Sah . . . den Stuhl neben der

Tür umgestürzt . . . Das hatte er nicht gehört? . . .
Sah die darauf liegenden Kleider heruntergestreift —
Der Schatten fiel ihm ein . . . jemand mußte in
seinem Zimmer gewesen sein! . . .
Und dann? . . .

Er sprang aus dem Bett heraus — starrte aus dem
Fenster, sah den einsamen Park weithin im hellen Mond-
licht . . . betastete die Türen — sie waren verschlossen,
stieß mit fiebernden Händen den Riegel zurück, lief auf
den Korridor hinaus . . .

Der lag im milden Licht der paar für die Nacht bren-
nenden elektrischen Birnen einsam und leer da.

Natürlich, durch verriegelte Türen kann man nicht
hindurch —

Der Schrei fiel ihm ein, der gräßliche Schrei. — Um
Himmelswillen — was ging hier vor? . . .

Er drückte auf den Klingelknopf, brachte das schla-
fende Haus in Aufruhr.

Bald stürzte von allen Seiten die Dienerschaft her-
bei, an ihrer notdürftig übergeworfenen Bekleidung noch
im Laufen ordnend.

Die beiden Malagen, bloßfüßig, als erste Köchin und
Zimmermädchen noch halb im Schlafe. Chauffeur und
Gärtner und Stallburche aus den Nebengebäuden
draußen. Zuletzt leuchtend der feiste Haushofmeister. Er
machte den Eindruck verletzter Würde.

Stumm und trotz der warmen Sommernacht in seinen
seidenen Pyjamas scheinbar frierend, sahen sie ihren
Herrn im Korridor stehen. Keiner der Leute wagte zu
fragen.

Es mußte ihm etwas Furchtbares geschehen sein. Die
Köchin, die aus der Gegend war und das Gerede vom
„Spukschloß“ natürlich kannte, — es auch schon längst
allen anderen im Hause erzählt hatte — murmelte im
Hintergrunde: „Es heißt ja auch das Schicksal heraus-
fordern, in solch verrufenes Haus zu ziehen.“ — Und
bekreuzigte sich ein über das andere Mal.

Die Mägde taten es ihr nach, obwohl sie gar nicht
katholisch waren. Konnte man wissen, ob es nicht sehr
gut war in solchen Augenblicken?

„Ist Ihnen jemand im Parke — im Hause begegnet,
waren die Türen und Fenster alle verschlossen?“ fragte
Sanders hastig.

Wortlos schüttelten alle den Kopf, zuckten ratlos die
Achseln.

„Es war jemand in meinem Zimmer,“ erklärte San-
ders. Die Köchin fing an, vor Angst zu weinen, die Mäd-
chen stimmten ein, — es war ein Konzert der Hölle.

Darüber packte Sanders die Rut. „Ruh!“ donnerte
er die Frauen an. „Nacht, daß Ihr wieder ins Bett
kommt!“

„Ich will mit den Männern das Haus durchsuchen.
Wer nicht mitkommen will, mag es bleiben lassen!“

Keiner blieb zurück. —

Sanders lief ins Schlafzimmer zurück und winkte
den Männern, ihm zu folgen. Schnell warf er einen
Bademantel über, trat an den kleinen Waffenschrank,
den er hier stehen hatte, öffnete ihn und verteilte den
Inhalt.

„Ich denke, das werden wir gut gebrauchen können
— besser, als die Beschwörungen der Köchin,“ sagte er
dabei und lachte etwas grimmig.

Plötzlich trat er einen Schritt vor und hob zwischen
umgestürztem Stuhl und Schrank etwas auf.

Als er sich wieder aufrichtete, hatte er etwas Kleines,
Rundes in der Hand — einen Knopf. — Alle starrten
verwundert auf das Ding. Es war ein Knopf, über den
rote, grüne, blaue und gelbe Wollfäden gingen — wie
ihn Frauen tragen. Er mußte an der Stuhllehne hän-
gegeblieben und abgerissen sein.

Eine Frau war in seinem Zimmer gewesen! Ver-
wicklungen über Verwicklungen.

Ganz benommen schritt er den anderen voran.

Von oben bis unten wurde das ganze Haus durch-
sucht, vom Keller bis zum Boden — die ganze nähere
Umgebung. Es wurde gefunden: Nichts! —

Und was noch seltsamer war: die Hunde fanden keine
Spur! Sie kehrten ins Haus zurück.

Leicht zu lösen scheinen Dornbachs Geheimnisse nicht
zu sein,“ meinte Sanders im Selbstgespräch, als er end-
lich wieder in seinem Schlafzimmer war. Schukfertiger
legte er seinen Revolver neben sich und legte sich zum
zweiten Male nieder.

Die Stunden bis zum Morgen vergingen in ruhigem
Fluß. Nach dem Frühstück schlenderte Sanders durch den
Park. Er hielt einen Brief in der Hand. Die „Gesell-
schaft für psychische Forschung“ fragte an, ob es ihm
jetzt passe, wenn einer ihrer Delegierten zur Beobachtung
etwaiger Pänomene in Dornbach bei ihm eintreffen
würde. Er wußte nicht recht, wie er sich entscheiden sollte.

„Ich werde Hertrich fragen,“ entschied er.

Nachlos hatte er sich auf den Altar im Tempel ge-
stürzt, dessen Stufen er während seiner Erwägungen em-
por gestiegen war.

„Pfui Teufel!“ rief er unwillkürlich aus und zog die
Hand zurück, denn er hatte schwarze Blößen an den
Fingern bekommen.

Die Handwerker hatten es anscheinend zu gut ge-
meint. Warum hatte man hier überhaupt geölt? —
Schließlich was ging es ihn an.

Übrigens merkwürdig, dieser Altarschmuck: mitten auf
dem Block lag eine kleine zusammengerollte Bronze-
schlange, die sich halb aufrichtete — ein Kunstwerk, wie
alles hier!

Der ölige Glanz vertiefte dem Bildwerke fast ein ge-
schmeidendes, trügerisches Leben.

Rasch strich Sanders die Hand am Grase ab. Dann
steckte er den Brief in die Tasche und ging zum Schlosse
zurück. Er wollte gleich zu Hertrich fahren.

8. Kapitel.

Eine Überraschung.

Die Straßenbahn hielt an der Endstation, weit
draußen in der Vorstadt.

„Also los, ins feindliche Leben, Fritz,“ sagte Rechts-
anwalt Hertrich zu seinem Begleiter und sprang von der
Plattform herab. Er, der sonst so Elegante, trug einen
einfachen, sauberen, aber etwas vertragenen, graubrau-
nen Anzug, einen billigen Ledenhut und in der Hand
eine Aktentasche aus schwarzem Wachsdruck.

Man konnte ihn für einen Kassenboten, Revisions-
beamten oder dergleichen halten, der sich von seinem
Sohn auf Geschäftswegen begleiten ließ.

Sein Groom — und Helfer bei vielen seiner Unter-
nehmungen — steckte in einem blauen Anzug von ähn-
licher Beschaffenheit, wie der seine war.

„Nach meinem Stadtplan ist es gar nicht so weit bis
zur Grüntalstraße!“ sagte Hertrich und sah den wegekun-
digen Boy fragend an. „Aber der Weg führt durch ein
Gewirr von Gassen.“

„Ich kenne den Weg ganz genau,“ erwiderte Fritz,
sich stolz in die Brust werfend.

Hertrich schritt weiter und geriet ins Grübeln. San-
ders war vorhin bei ihm gewesen. Er wollte sich einmal
die alte Bettlerin ansehen, das war die einzige, der man
nahe kommen konnte. Sonderbar eigentlich, das Miß-
trauen, das Sanders gegen die Frau hatte. Ob der ihm
nicht alles gesagt hatte? Er verwarf den Verdacht wie-
der. Das eine war merkwürdig: auf ihrem gewöhnlichen
Tagesposten war sie heute nicht erschienen. Also wollte
er in ihre Wohnung, die er auf dem Polizeipräsidium
ermittelt hatte. Und die war in der Grüntalstraße. Ob
die Inassin da noch war?

Vermutlich war es ein ganz vergebener Weg, aber
Sanders hatte ihm erzählt, er habe die Frau so oft in der
Nähe des Hotels gesehen, später, was ja auffallender
war, nicht viel seltener in der Nähe von Dornbach, und
hatte dann hinzugefügt, er habe das bestimmte Gefühl,
die Frau stünde mit seinen außergewöhnlichen Erleb-
nissen irgendwie in einem Zusammenhang.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jagd aus alter und neuer Zeit.

Die Jagd im November.

November! Mit der „Hubertus-Jagd“ am 3. November beginnen die Treibjagden in Wald und Feld!

Der arme Lampe hat jetzt schwere Zeiten, von allen Seiten droht man mit dem Tod. Der schlechte Schütz macht ihm die meisten Leiden, denn oft nur langsam tötet ihn sein Schrot.

Mit diesem Verschen hat Graf Münster einst das Richtige getroffen! Unsere jungen Jäger müssen immer wieder darauf hingewiesen werden, sich vor „gewagten“ bzw. zu weiten Schüssen zu hüten! Unsympathische Qual kann ein schlechter Schütz solch einem armen Mummelmann bereiten! Deshalb habe ich unsere Walddtreibjagden stets den großen Hasenjagden in der Ebene vorgezogen. Das Gelände verleitet oft zu weiten Schüssen, der Hase wird nur „angestrahlt“, schleppt sich mit den Schrotkörnern im Leibe unter unendlichen Schmerzen herum und geht oft erst nach stundenlanger Qual ein! Gewiß, so etwas kann auch bei Walddtreibjagden vorkommen, aber es ist doch seltener. Wie leicht aber arten die großen Hasenjagden im Flachlande zu reinen „Hasenschlächtereien“ aus. Jeder Berg- und Waldjäger, der einmal eine solche Hasenschlächtereie mitgemacht hat, bleibt für die Folge ferne! Geschrei der Treiber, lärmende Schüssen, die geängstigten Tiere, die sich in den verkleinerten Kesseln zusammenfinden! Dort schleppt sich ein Hase mit durchschossenem Rücken auf den Vorderläufen unter Angst und Schmerzen vorwärts, dort sind einem die Vorderläufe weggeschossen, er hoppelt auf den Hinterläufen — ein erbarmungswürdiger Anblick! Wie ganz anders, wenn der Hase auf schmaler Waldföhne das Rad schlägt: Bliß und Knall: ein schmerzloses Ende!

Im November dürfen weibliches Rot- und Damwild, sowie Wildschäfer in den meisten deutschen Staaten geschossen werden; auch der Abschluß von weiblichem Rehwild ist in Preußen, Hessen und den meisten Staaten gestattet. Hier soll überall der Jeger vor den Jäger treten! Nur sorgfältige Innehaltung des vorher genau besprochenen Abschlußplanes ermöglicht die dauernde gute Besehung eines Hochwild- und Rehreviers. Ein „Juwel“ im Abschluß kann das schönste Revier in einem Tage für mehrere Jahre ruinieren! In Bayern hat das männliche Rotwild und ebenso das männliche Damwild bereits seit dem 16. Oktober Schonzeit, dagegen ist die Jagd auf Alt- und Schmaltiere, sowie auf Damtiere freigegeben.

Die Raubzeit der Säuen beginnt. Der Dachs wird gegraben, bei Mondschein morgens sehr früh und abends spät auf dem Bau geschossen. Wildenten werden auf dem Einfall erlegt; Karnadel kann man auf Anstich und bei kleinen Treiben mit gewandtem Schuß erbeuten! Der edle Walddtreiber, der Rehbock, hat abgeworfen; er hat in fast allen deutschen Staaten vom 1. November ab Schonzeit (in Hessen ist sein Abschluß im November noch erlaubt). Kein weidgerechter Jäger wird einen Rehbock schießen, der abgeworfen hat. Im November beginnt im Hochgebirge die Gamsbrunst. „Rings ruht der Berg in seiner höchsten Stille; im weißen Schnee der hohen Gipfel Pracht, das Feuer glöst in kleiner Jägerhütte, im Mondlicht hell prangt rings die Bergesnacht!“

Dann kommt am frühen Morgen die Birsch, und nun erscheint er, dem unser heißes Sehnen gilt, auf der Bildfläche:

„Da staubt der Schnee, den Hang herabgefahren
Kommt wie der Stein Schlag schnell ein Bock
In voller Kraft — die Kruden, wie sie leuchten!
Ihm starrt vor Schnee sein dichter Winterdack!“

Einer der begeistertsten Sänger des Hochgebirges und seiner Jagd ist vor wenigen Wochen von dieser Erde gegangen: Fritz Bley ist im 78. Lebensjahre verstorben. Der deutschen Jägerei ist Fritz Bley, der stolze, lerndeutsche Niederlache, besonders lieb gewesen: Der Rinder altdeutschen Weidwerks und Erzieher zum weidgerechten Jagen! Seine prachtvollen Beobachtungen der Tierwelt und seine ergreifenden Erzählungen aus dem Sagenkreise der alten Jägerwölfe: „Vom edlen Hirschen“, „Vom wehrhaften Raubwilde“, „Vom freien Hochlandwilde“ gehören in das Haus jedes weidgerechten Jägers. Einen Blick in sein Herz gewährt uns sein Gruß an sein „ehrwürdiges Hochland“. „Jagen, wo Adler und Geier horsten, wo der wildscheue Steinbock lebt, wo sich das Raushorn der Einödsforsten hoch in das blaue Schweigen vergräbt; dort seinen Hals- und Beinbruch wagen für eines Gamsbocks reißigen Bart: das war Weidwerken, das war Jagen nach der Väter uralter Art.“

Fritz Bley und Hermann Löns werden jahrzehntelang im Gedächtnis der deutschen weidgerechten Jägerei bleiben! Sie waren beide die Bannerträger alter deutscher Weidgerechtigkeit! Wenn ich zu einem Sammelpfad der Jägerei

für ein Walddtreibjagen komme, da flieht mein Blick gar oft in vergangene Zeiten zurück; diese „Sammelpfade“ haben sich häufig von Generation zu Generation „vererbt“ bzw. „erhalten“. Wie mögen die Jägersleute vergangener Tage hier morgens „angerückt“ sein? Hast du, lieber Weidgeseh, dir schon einmal überlegt, welchen Entwicklungsweg unsere Grünröcke, unsere waderen Försterleute durchgemacht haben? Dieser „Verdegang“ hängt unmittelbar mit der Geschichte unseres Forst- und Jagdwesens überhaupt zusammen!

Karl der Große hatte vier Oberjägermeister und einen Falknermeister; das Personal unter den Oberjägermeistern gliederte sich in bersarii, veltrarii und beverarii: in Birschjäger, Feldjäger und Biberjäger. Die Jäger waren so wie die Förster leibeigene Personen. In späteren Zeiten wurden diese Ämter erblich und als Lehen vergeben, wie u. a. Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, zwei Brüdern „Stromer“ das Oberforstmeisteramt über den Reichsforst bei Nürnberg verlieh, die daher sich „Walddstromer“ nannten. Berühmt war der Reichsforst „Drei-Eich“ zwischen Darmstadt und Frankfurt, in dem Karl der Große und nach ihm viele deutsche Kaiser gejagt haben. Jahrhundertlang war das Städtchen „Drei-Eichen-Hain“ der Mittelpunkt des alten kaiserlichen Bannforstes „Drei-Eich“. Im 12. Jahrhundert verlor das Reichsforstamt die Familie von Hagen (vom Hain). Kaiser Ludwig der Bayer übertrug einem Herrn von Falkenstein dieses Amt, das später auf die Grafen von Münzenberg und dann auf die Grafen von Jfenburg überging. An den Jagdaufenthalt Karls des Großen in diesem Reichsforst „Drei-Eich“ knüpft auch die bekannte Erzählung vom Geheimschreiber des Kaisers Eginhard und der Kaisertochter Emma an. In Seligenstadt befindet sich der Sarkophag, der die Reste Eginhards und der Kaisertochter Emma birgt.

„Eginhard war ich, berühmt durch die Liebe der Könige,
und mit der Tochter Karls des Großen vermählt.“

Auf einem seiner Jagdzüge in dem großen Forst hat Kaiser Karl die mit Eginhard entflozene Tochter und deren Kinder gefunden und ihnen verziehen! Eine Jagdgeschichte aus alter Zeit!

Das sächsische Gesetzbuch „Der Sachsenspiegel“ (zwischen 1215 und 1276) nennt drei Stätten, „die man Heiden nennet, in dem Lande zu Sachsen, da ist den wilden Tieren Friede gewährt, außer den Bären, Wölfen und Füchsen, bei des Königs Bann. Das sind die drei Bannforst. Der eine ist die Haide zu Roone, der andere ist der Harz, der dritte ist die Maget-Haide oder die prettinische Haide. Wer hierinnen Wild fahet, der soll zahlen des Königs Buße. Wer durch diese Bannforst reitet, dessen Bogen und Armbrust so ungespannt sein, sein Köcher soll bedeckt sein, seine Hunde und Bracken sollen angeleint und angekoppelt sein.“ Also ein strenges Gebot, auf dessen Befolgung die Förster der Vorzeit zu achten hatten.

Aber die Frevler gegen diese Schutzbestimmungen wurde scharfes Gericht gehalten. So besagt das „Weistum“ des Kaiserforstes „Drei-Eich“ im Jahre 1338: „wer darüber jaget und ergriffen wird, der hat eine Hand verloren und darüber soll ein Forstmeister zu Längen (in Hessen, in der „Drei-Eich“) richten.“

Weitere Reichsforste waren der „Büdinger“, in dem besonders gern Barbarossa von seiner Kaiserpfalz Gelnhausen aus jagte, sowie der Friedberger. In den Capitularien der fränkischen Könige finden wir als Bezeichnung für die Aufsichtsbeamten in den königlichen Bannforsten den Ausdruck „forestarii“, aus dem sich der Titel „Förster“ entwickelt hat. Die Förster waren die Vorgesetzten der „Walddhüter“ und „Haidelaufner“. Die Förster standen sich gewöhnlich sehr gut; sie bekamen meist ein abgabensfreies Gut als Jägerhof angewiesen. Auch die Windfalle gehörten ihnen. Die Aufsicht der Förster erstreckte sich auf Holz, Jagd, Weide und Fischerei. Mehrere Förster waren einem Forstmeister unterstellt, der den Titel „Magister foresti“ führte. Abirgens finden wir auch „Erbförster“, bei denen sich das Amt in der Familie vererbte, sogar auf die Tochter, die dann einen Grünrod ehelichen mußte, der wieder Erbförster wurde!

Im 17. Jahrhundert erscheinen die Titel „Jägermeister“, „Wildmeister“, „Wind-Jeger“, „Hege-Reiter“, „Forstknechte“, „Einpänner“ (vielleicht eine Art fahrender Jagdpolizei), Birschjäger, Besuchsknechte, Falkenre usw.

Die Laufbahn eines jungen Mannes, der sich dem Jägerberuf widmen wollte, begann mit der Stellung eines „Hundezungen“, hiervon war auch der Adlige nicht ausgenommen. Reist der Hundewartung mußte er Horn blasen lernen, sich genaue Kenntnis der Wildfahrten aneignen, gut schießen, Fächer, Reize, Eisen stellen, Fanggruben anlegen können. Selbstverständlich wurde auch die Fähigkeit verlangt, das

erlegte Wild weidgerecht aufzubrechen und zu zerwirken, ohne daß der weiße Spitzenärmel des Galarodes schweißig bew. blutig wurde. Ein wahres Kunststück. Nach Ablauf dieser Lehrzeit wurde er Jägerbursche. Nun mußte er mit dem „Leithund“ unter Aufsicht arbeiten, Fallen und Fänge einrichten, sich im praktischen Jägerdienst unter seinem „Lehr-Prinzen“ eifrig betätigen. Hatte er zwei oder drei Jahre als Jägerbursche gearbeitet, und glaubte er fährtengerecht und in der Hundearbeit firm zu sein, so erbat er sich ein Probejagen. Hatte die versammelte Jägerlei nichts zu tadeln gehabt, so erfolgte die „Freisprechung“; dann ging der junge Jäger auf Wanderschaft als „Reis-Jäger“ (Reise-Jäger), um seine Kenntnisse zu vervollkommen, häufig von seinem treuen Hunde, dem „Gesellmann“ begleitet. Nach der Rückkehr trat er dann als „fertiger, firmer Jäger“ in eine Stellung in seiner engeren Heimat.

Das Vorstehende ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einer tausendjährigen Jagdgeschichte! Aber es ist immerhin reizvoll, den Blick einmal in die Vergangenheit unserer Jägerlei und unseres Jagdwesens zu lenken. In unserer Jägerlei und bei unseren Grünröden lebt eine uralte Tradition, die sich noch lange erhalten möge zum Heile unseres deutschen Waldes und unseres Weidwerkes! Weidmannsheil!

Dr. Ludwig Roth.

Dampfer überfällig!

Stilge von Iris Mahalech.

Anita hatte immer Glück.

Im Büro noch lachte sie über die Kollegen, die sich wochenlang mit ihren Reiseplänen beschäftigten, während sie selbst sich kaum Gedanken über ihren Urlaub machte. Dann warf ihr ein unerwarteter Zufall einen kleinen Gewinn in die Hände, und kurz entschlossen fuhr sie in ein Seebad auf einer Insel im Meer. Als sie vom Dampfer das kleine Vollerl betrat und von den Hotelportiers in Empfang genommen wurde, war Anita doch kein Tippstückerlein mehr, sondern eine junge, elegante Dame, die ein paar Tage nach eigenem Gutdünken verleben wollte.

Sie hatte Freunde und Bekannte, gewiß. Aber die sah sie immer in der Stadt. Ihr Wunsch aber war es, einmal ungebunden, ganz auf sich gestellt, zu leben, und im Grunde stand ihr niemand so nahe, daß sie in diesem jugendlichen Verlangen etwas besonderes gesehen hätte. Warum denn sich binden, wenn man zwei Wochen vor sich hat?

Diesen Gedanken sprach sie auch offen jedem gegenüber aus, in dessen Gesellschaft sie war und der mehr daraus zu gewinnen hoffte. Und einer nur blieb trotzdem in ihrer Nähe, ein stets gut gelaunter Mann, von dem sie nicht mehr als den Namen Lepinsky wußte.

„Recht so“, sagte er, „wir haben Vollaft genug im Leben. Und der hindert das Vergnügen. Ich glaube, wir werden uns ganz gut verstehen.“

Der Mann gefiel Anita. Wenn auch in seiner Art, mit ihr umzugehen, etwas zu Sicheres war, das ihr mißfiel, so amüsierte sie doch der Gedanke, ihn in seiner Zuversichtlichkeit zu täuschen und eines Tages ohne ein Wort aus seinem Gesichtskreis verschwinden zu können. So dachte sie wenigstens in den ersten Tagen. Daß später aus dem Gefallen an ihm eine Zuneigung wurde und daß Anita damit sich selbst untreu wurde — wen wundert das bei einem schönen Mädchen, das frei und unbestimmt zwischen Meer und Dünen sich sonnt!

Bei Tisch in der Pension, zu der auch Lepinsky gehörte, wurde der Vorschlag zu einer Segelpartie aufgemworfen.

„Heute bin ich nicht frei“, sagte die junge Frau mit dem blonden Haar neben Anita, „ich erwarte mit dem Dampfer meinen Mann.“

Und die Malerin ihr gegenüber lächelte still vor sich hin. „Meine beiden Ruben kommen.“

Ja, der Dampfer — und wenn es nur ein Brief war, den man erwartete, sie hatten alle einen Grund, dabei zu sein, wenn der Dampfer kam. Da scheint die Sonne so schön, dachte Anita, und diese Menschen sind alle gebunden; wie gut, daß ich keinen Mann und keine Kinder habe und frei bin!

Auf der Veranda sagte Lepinsky zu ihr: „Umso besser, dann werden wir nach Tisch allein fahren!“

Er fragte nicht einmal, ob sie Lust dazu hatte.

Aber schon um die elfte Stunde schlug das Wetter um, und es wurde nichts aus der Fahrt. Schwarze Wollen Ballten sich zusammen, mit Regenschauern allmählich in ein faßes Grau übergehend; bald war der Strand leer, die Bäder gingen besorgt zum Sturmball, aber es bedurfte gar nicht dieses Zeichens, um jeden das Unwetter erkennen zu lassen, das von Stunde zu Stunde das Meer härter aufwühlte und weit draußen vielleicht schon Ärger tobte.

Der Dampfer —

Verdrückt und einsilbig nahm man in der Pension den Nachmittagsstae. Anita wiederholte eine Frage, die sie der Malerin gestellt hatte. Da lächelte diese hilflos und verlegte: „Verzeihen Sie — ich höre nicht hin — ich habe Angst.“ Die blonde Frau ließ ihre Tasse gefüllt stehen und ging still hinaus.

„In einer halben Stunde sollte er da sein“, sagte eine dunkle Stimme.

Die allgemeine Unruhe ergriff auch Anita. Sie versuchte in ihrem Zimmer zu lesen. Es war seltsam still im Hause geworden. Der Regen hatte nachgelassen, aber der Sturm blies mit unverminderter Kraft. Sie zog den Bettmantel an und ging, ohne zu wissen warum, nach dem Vollerl. Die kleine Wartehalle war dicht gedrängt voll. Jeder wußte etwas zu sagen und zu erzählen, und alle, die sonst fremd aneinander vorbeigegangen waren, sprachen jetzt miteinander, unter dem Druck desselben Gedankens: der Dampfer ist seit drei Stunden überfällig!

Ganz einsam unter den vielen fand Anita. Warum machte sie es jetzt nicht froh, daß sie die Sorgen der anderen nicht zu teilen brauchte? Eine ganz neue Erkenntnis war über sie gekommen: Wer denkt an mich, wenn ich in Gefahr bin? Wer wartet auf mich und sorgt sich um mich? Vielleicht bin auch ich einmal überfällig, und es geht niemand etwas an. Aber hatte sie das denn nicht gewollt? Wollte sie nicht immer ungebunden sein? Wo war jetzt der Mann, dem das willkommen war, weil er nicht mehr als ein Spielzeug suchte? Er hatte nicht Angst um sie, er war ihrer sicher —

Da schämte sich Anita.

Niemand kann die Freude beschreiben, die am Abend nach der Ankunft des Dampfers in allen Häusern herrschte. Da gab es ein Erzählen und Fragen, Freude und Entspannung — aber die Erregung war noch nicht vererbt, die Worte jagten sich, und heimlich klang in ihnen noch das Schluchzen der Angst —

Anita aber hatte Glück. Sie sah in ihrem Zimmer und las immer wieder einen Brief, der für sie gekommen war:

„... Du schreibst so wenig, und das macht vielleicht, weil Du glücklich bist. Aber Du bist fern von mir, und ich habe Sorge um Dich.“

Sie sah hinüber nach dem Vollerl und dachte daran, wie sie dort zwei Stunden gestanden hatte, und vielleicht war sie über diesen Brief von einem, den sie beinahe vergessen hatte, viel glücklicher als die anderen.

Wußten Sie das schon?

Eine Spinne ist im Verhältnis zu ihrer Größe siebenmal so stark wie ein Löwe.

Die viereckige Form unserer Taschentücher geht auf Marie Antoinette zurück, die ihren Gatten, den König Ludwig XVI., veranlagte, eine Verordnung zu erlassen, daß nur viereckige Taschentücher hergestellt werden dürften. Andere Taschentücher wurden beschlagnahmt und vernichtet und die Fabrikanten bestraft.

Das am meisten verkaufte Buch der Welt ist noch immer die Bibel. Im vergangenen Jahr sind fast zwölf Millionen Bibeln verkauft worden, auch sind vierzehn neue Übersetzungen hinzugekommen. In Deutschland allein wurden 650 000 Exemplare der Bibel in zwanzig Sprachen gedruckt und gebunden, in China sechs Millionen, in Korea 488 000 und in Indien etwa 500 000. Es gibt auch eine handgeschriebene Bibel, für deren Deckel zwölf Ziegenfelle benutzt wurden.

In Bakersfield in Kalifornien gibt es einen der größten Pflüge, der je hergestellt wurde. Er wurde im Jahre 1873 konstruiert, ist also fast 60 Jahre alt, aber noch immer im Gebrauch. Er muß von zwei Mann gelenkt werden, und ein Gespann von achtzehn Ochsen muß ihn ziehen; jedem fünften Ochsen ist ein Kutscher beigegeben. Er wird besonders bei den tiefen Rinnen angewandt, die für die riesenhaften Verinselungsarbeiten im San Joaquinthal in Kalifornien gebraucht werden. Die Furchen, die der Riesenspflug in den Boden zieht, sind etwa $4\frac{1}{2}$ Meter breit und $\frac{1}{2}$ Meter tief.

In Arnstadt in Thüringen gibt es die eigenartigste und größte Puppensammlung der Welt. Sie wurde in den Jahren 1710 bis 1750 von der Fürstin Auguste Dorothee von Schwarzburg-Arnstadt zusammengebracht und umfaßt 450 feingearbeitete Wachsfiguren. Diese Puppen sind in achtzig hübsch möblierten Puppentuben aufgestellt, und Puppen und Stuben sind eine genaue Wiedergabe der Verhältnisse jener Zeit in allen Ständen. Auch das Leben am Hofe und das kirchliche Leben ist dargestellt. Die Arnstädter Puppensammlung ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte.